

---

Christine Weder

»Wir regeln den Eintritt ins Leben, es wird Zeit,  
daß wir auch den Austritt regeln!«

Max Frischs »Tagebuch 1966-1971« im Zeitkontext<sup>1</sup>

---

Max Frisch gilt nicht als »Achtundsechziger« und schon gar nicht als Autor von »Achtundsechziger«-Literatur. Mit Jahrgang 1911 ist er zunächst schlicht zu alt dafür, denn gemäß gängiger, an Generationengrenzen orientierter Definition darf ein »Achtundsechziger« im Jahr 1968 zwanzig bis maximal dreißig Lebensjahre zählen.<sup>2</sup> Zudem trennen Frischs Ablehnung eines dogmatisch vertretenen Marxismus und Skepsis gegenüber jeder ungebrochenen Revolutionseuphorie von den (studentischen) Aufbruchsbewegten der Zeit, auch wenn er sich als – freilich demokratischer – »Sozialist«<sup>3</sup> bezeichnet und insbesondere im einschlägigen zweiten Tagebuch, dem 1972 veröffentlichten *Tagebuch 1966-1971*, Sympathie für die Anliegen der Demonstranten bekundet und den Vietnam-Krieg der USA kritisiert.<sup>4</sup>

In Studien zu Literatur um 1968 kommen Frischs Werke nicht vor,<sup>5</sup> denn sie wecken keine Assoziationen mit Genres wie *littérature engagée*, »Protest-Literatur« oder »Agitprop«. Im Gegenteil, gerne wird der Literatur dieses Autors im Allgemeinen<sup>6</sup> oder sogar gerade seinen Texten um 1968 im Speziellen<sup>7</sup> jeglicher »Eingriff in die Politik«<sup>8</sup>, jede »direkte und offene Gesellschaftskritik«<sup>9</sup> abgesprochen. Ich-Bezogenheit, Konzentration aufs Private (generell oder als Reprivatisierung speziell in jener Zeit), Beschäftigung mit »ewigen« Themen wie Identität, Beziehungen, Alter, Vergänglichkeit, Tod – so lauten dagegen die dominanten Kennzeichnungen.<sup>10</sup>

Distanz zur *littérature engagée*, zu einer direkt politisch motivierten bzw. motivierenden Literatur, hat Frisch auch selbst immer wieder markiert, obwohl oder gerade weil er sich zugleich politisch engagiert hat. So unterstreicht er etwa in seiner Eröffnungsrede auf der Frankfurter Dramaturgen-Tagung von 1964, dass »das politische Engagement nicht der Impuls« des Schreibens sei und sein soll, sondern höchstens sekundär »ein Ergebnis der [literarischen] Produktion«.<sup>11</sup> Die Aussage schließt Selbstkritik an einer eigenen früheren Position ein, die er als »Selbstmißverständnis« anspricht, »aus Verantwortung« zu schreiben, was ihm manchen literarischen »Entwurf verdorben« habe.<sup>12</sup> Dies dürfte sich auf die Zeit unmittelbar nach dem Krieg beziehen,<sup>13</sup> in der Frisch besonders dezidiert mit dem bequemen Verständnis von »Kunst als eine Art Schongebiet«<sup>14</sup> jenseits von Politik brach und zu analogen Schlüssen wie Jean-Paul Sartre gelangte. Entsprechend bleibt das Konzept der *littérature engagée*, das Sartre damals namentlich im programmatischen Essay *Qu'est-ce que la littérature* (1947) entwickelte, für Frisch

stets mit diesem Autor und dieser Zeit verbunden.<sup>15</sup> Daraus erhellet ein zentraler Aspekt von Frischs Vorbehalten gegenüber der um 1968 vor allem von jungen Autoren wieder verstärkt geforderten und praktizierten ›engagierten Literatur‹, wobei dieser Aspekt ebenfalls mit dem Alter zu tun hat: Das Postulat eines direkt politischen Engagements von Literatur ist für Frisch eine einst selber vertretene, aber inzwischen verabschiedete Position. Deshalb erscheinen ihm dessen Vertreter trotz bzw. gerade in ihrer Jugend so gestrig – wie er jenen umgekehrt auch.<sup>16</sup>

Es kann nicht darum gehen, solche (Alters-)Differenzen abzustreiten und Max Frisch zum verkappten ›Achtundsechziger‹-Schriftsteller zu erklären, wenn ich im Folgenden anhand einer exemplarischen Lektüre skizzieren möchte, inwiefern literarische und poetologische Texte dieses Autors in den Kontext ›1968‹ gerückt werden können. Denn genauso wie der Blick auf Frischs Texte einerseits ist dabei andererseits auch der Begriff dieses Kontexts selbst zu erweitern. Die neuere Forschung hat gezeigt, dass sich ›1968‹ als »Chiffre«<sup>17</sup> oder »Geschichtszeichen«<sup>18</sup> zeitlich und inhaltlich nicht auf den im engeren Sinn politischen Aufbruch beschränken lässt; vielmehr versteht sie darunter einen gesamtgesellschaftlich-kulturellen Umbruch, einen vielschichtigen Normen- und Wertewandel im Zeitraum zwischen Ende der fünfziger und Ende der siebziger Jahre und verlagert in der Konsequenz das Interesse tendenziell von der »Geschichte der Ereignisse« hin zur »Geschichte der Repräsentationen«, von den Vorgängen auf der Straße hin zu denjenigen auf dem Papier, wo vielleicht letztlich tatsächlich mehr geschehen ist.<sup>19</sup> Dieser Neuansatz ist, so der Vorschlag, für den ästhetischen Bereich weiterzuführen, reichen doch Stichworte wie *littérature engagée* oder die übliche Diagnose einer *Politisierung*<sup>20</sup> keineswegs aus, das Kapitel ›Literatur um 1968‹ zu schreiben. Über die Politik im engen Sinn hinaus soll nach spezifischen zeitgenössischen Diskussionen, einschließlich spezifischer Diskussionsweisen, gefragt werden, mit denen sich literarische Texte in einen – gleichermaßen Konvergenzen wie Divergenzen berücksichtigenden – vergleichenden Bezug bringen lassen. Dies wird daher bewusst am Beispiel einer Erzählung aus Frischs *Tagebuch 1966-1971* versucht, die den Kontext ›1968‹ erst auf den zweiten Blick aufruft, zumal sie vom scheinbar ewigen Thema des Alterns handelt.

*Die Geschichte von der ›Vereinigung Freitod‹ und die Debatte um die ›Pille‹.* – Der Titelbegriff *Tagebuch* ist bei Frisch stets mutwilliger Etikettenschwindel. Ähnlich wie das erste *Tagebuch 1946-1949* (1950) und die *Entwürfe zu einem dritten Tagebuch* (postum 2010) besteht auch das zweite aus verschiedensten essayistischen und erzählenden Textsorten, die allerdings hier zusätzlich typographisch unterschieden sind,<sup>21</sup> um die verschiedenen Papier-Farben des Typoskripts in den Druck zu übersetzen; es mischt persönlich sich gebende Einträge zu Daten und Orten unter anderem mit Fragebogen, Zeitungsausschnitten, Dialogen oder Erzählskizzen bzw. Miniatur-Erzählungen und entfernt sich so über große Strecken

und durch zahlreiche Fiktionalitätssignale<sup>22</sup> denkbar weit vom konventionellen Genre autobiographischer Aufzeichnungen und Bekenntnisse.<sup>23</sup>

Trotzdem könnte sich eine Kontextualisierung auf offensichtliche Referenzen an Zeitgeschehen und typische »Achtundsechziger«-Themen konzentrieren, etwa die Studentenunruhen in Paris wie Zürich (vgl. 140-144; 165-173), die Frage einer Revolution (vgl. 75-86; 374f), »Gammeln« und »Kommune« als Lebensformen (263f) oder auch die Diskussionen um Sartres Literaturbegriff, Peter Weiss' literarische Praxis und den »Tod der Literatur« (vgl. 112-114), welcher letzterer bekanntlich in der berühmten Nummer 15 (1968) von Hans Magnus Enzensbergers *Kursbuch* besonders intensiv verhandelt worden ist.<sup>24</sup> Doch im Sinn der vorgeschlagenen gegenseitigen Erweiterung der Perspektive wird hier eine fiktionale Erzählung ins Zentrum gestellt, deren Vernetzung mit den zeitgenössischen Debatten weniger naheliegend ist.

Frischs Geschichte von einer projektierten »Vereinigung [...] zur Verjüngung der abendländischen Gesellschaft« (91) durchzieht in obsessiven Weiterspinnungen und Wiederaufnahmen das ganze zweite *Tagebuch* ab den Einträgen zum Jahr 1967 und handelt vom Plan des Erzähler-Ichs, einen Club gegen die »Überalterung unsrer Gesellschaft« (94) zu gründen, der das Problem nicht einfach schön beredet, sondern aktiv löst: Die Mitglieder sollen die rettende »neue Idee«, dass der »Freitod« ein »gesellschaftlich-sittliches Postulat« werden müsse, um die »Verjüngung der abendländischen Gesellschaft« zu erreichen, selber vorbildlich realisieren und »sich verpflichten, ihrerseits das Postulat zu erfüllen zu gegebener Zeit« (96). Die *Vereinigung Freitod* – der Name *Harakiri-Club* wurde kurz erwogen, aber verworfen wegen Nähe zu *Rotary-Club* – wäre gemäß der Vorstellung des Initiators »international, offen für jedermann über 50, politisch wie konfessionell nicht gebunden; die Mitglieder treffen sich ein bis zwei Mal im Jahr, um einander auf ihre Alterserscheinungen aufmerksam zu machen« und so zu eruieren, wer mittlerweile unter das Freitod-Postulat fällt (ebd.). Dazu dient jeweils die Jahresversammlung mit einer »Reihe von Prüfungen« (96f), vornehmlich Wanderungen, Saufgelage (wobei für die Bewertung vor allem der »Zustand am andern Tag« zählt), Diskussionen, Tests der »Schlagfertigkeit« sowie abends »geselliges Zusammensein, das auf Tonband aufgenommen wird«, damit »vorgemerkt« werden kann, »wer mehr als dreimal dieselbe Jugenderinnerung erzählt« (99).

Begreiflicherweise ist die Werbung um Mitglieder, die der Erzähler unter den schon etwas in die Jahre gekommenen Gästen eines Kurhauses eifrig betreibt, indem er beispielsweise frohlockt: »Meine Herren, es geht ohne uns!« (92), nicht übermäßig erfolgreich. Kann man sich – wie es der Initiator tut – am Anfang noch damit über die magere Zahl von Interessenten hinwegtrösten, »daß geschichtliche Umwälzungen oft von kleinen Gruppen ausgegangen« seien (94), muss man spätestens beim zehnjährigen Jubiläum hinnehmen, dass es keine Massenbewegung werden wird (vgl. 107-110). Und dies liegt nicht etwa am fortlaufenden Mitglie-

derschwund, den die Statuten dieses speziellen Vereins ja ausdrücklich verlangen, das heißt nicht an Austritten aus dem Club infolge von Abtritten aus dem Leben. Denn die Erfolgsbilanz hinsichtlich Vereinsziel ist negativ: »10 Jahre nach der Gründung: – alle sieben Gründer sind noch immer am Leben« (107). Der geringe Zulauf hält allerdings den Erzähler nicht davon ab, weiterhin beflissen *Notizen zu einem Handbuch für Mitglieder* (zum Beispiel 115; 173), einer Art Lexikon von »intellektuellen und emotionalen Symptomen der Senilität« (101), zu sammeln: Entwurfsprosa braucht sich schließlich nicht an die Realität oder auch nur an Realisierbarkeit zu halten. Diese Handbuch-Notizen, die im Textensemble immer wieder fortgesetzt werden und im Typoskript auf roten Blättern stehen,<sup>25</sup> gehören zusammen mit den berühmten Fragebogen zu den gegenüber dem ersten *Tagebuch* neuen und spezifischen Textsorten des *Tagebuchs 1966–1971*.

Die phantastisch-satirische Erzählung von der Vereinigung Freitod kreist um mindestens zwei in der Forschung gerne als ewig apostrophierte Frisch-Themen, Alter und Tod, behandelt diese jedoch gerade nicht als zeitlos-menschliche Dauerbrenner, sondern versieht sie mit einem Zeitindex der aktuellen Gegenwart. Dies entspricht Frischs Begründung des »Schreibrechts« solcher öffentlichen Tagebücher, das »nur« in der eigenen »Zeitgenossenschaft« liege, »niemals« in der »Person«.<sup>26</sup> Die »Überalterung unsrer Gesellschaft« wird als gegenwärtiges Problem präsentiert, was auf zentrale Diskussionen jener Zeit verweist. Wir Heutigen mögen glauben, das sei erst unser Problem, während man sich damals lediglich Sorgen über die »Bevölkerungsexplosion« gemacht habe. Tatsächlich tauchen aber beide Befürchtungen, mithin auch die Furcht vor Überalterung, bereits in den fünfziger und dann prominent in den sechziger Jahren auf,<sup>27</sup> und zwar – dies nun im Unterschied zu heute – vornehmlich im Zusammenhang mit der Debatte um die sich durchsetzende empfängnisverhütende »Pille« (Stichwort »Pillenknick«).<sup>28</sup>

Darauf spielt Frischs Geschichte eindeutig an, wenn der Erzähler bei seiner flammenden ersten Projektpräsentation den potenziellen Mitgliedern mit »Statistik« und dem Aufruf kommt: »[W]ir regeln den Eintritt ins Leben, es wird Zeit, daß wir auch den Austritt regeln ... Meine Herren!« (95). Derart stellt er die Gründung der Vereinigung Freitod als Kompensation, als notwendiges Pendant zur Erfindung wirksamer Verhütungsmittel hin. Wer auf literarisch verpackte Meinungsäußerungen lauert, wird hier fragen: Ist diese Geschichte, diese ironische Anpreisung einer absurden Pflicht zum Freitod ein Votum gegen die Pille? Denn in der öffentlichen Diskussion sind es die Pillen-Gegner, die mit dem Schreckgespenst der Überalterung argumentieren, um das Schreckgespenst der Befürworter, die Überbevölkerung, zu entkräften. Mustergültig findet sich diese Argumentation in der so genannten *Ulmer Denkschrift* von 1964, mit welcher der Vorstand der Ärzteschaft des Kreises Ulm gemeinsam mit hundertvierzig Ärzten und fünfundvierzig Universitätsprofessoren beim Gesundheitsministerium gegen die diagnostizierte »öffentliche Propaganda für Geburtenverhütung«

per Pille und allgemein gegen die »zunehmende Sexualisierung des öffentlichen Lebens« protestieren.<sup>29</sup> Mit einem eurozentrischen, ja, nationalistisch-rassistischen Argument richtet sich die *Denkschrift* implizit gegen jene Diskutanten, die wie Gregory Pincus, maßgeblicher Entwickler der Antibabypille, diese Erfindung als Heilmittel zur Bekämpfung der befürchteten »Bevölkerungsexplosion« anpreisen:<sup>30</sup> »Das Problem der Überbevölkerung« sei nämlich »kein deutsches Problem, sondern vor allem ein Problem der jungen farbigen Völker.«<sup>31</sup> Im obligaten Verweis auf Statistik (»Deutschland und Österreich stehen in der Zahl der Geburten an letzter Stelle«) wird hernach berichtet, »unser Problem« sei dagegen »die Überalterung, aber nicht der Geburtenüberschuß«, und gefolgert: »Jugend ist »Mangelware«.«<sup>32</sup>

Es wirkt wie ein Reflex auf solche Argumente, dass der Ich-Erzähler bei Frisch, Propagator einer Verjüngung der *abendländischen* Gesellschaft, in unmittelbarem Anschluss an die zitierte Pillen-Anspielung ganz analog, freilich zusätzlich theologisch angehaucht, die Frage der »Heiligkeit des Lebens« aufwirft und präzisiert, »wobei allerdings in erster Linie, wie Sie wissen, das Leben der weißen Rasse gemeint ist, nicht unbedingt das Leben in Afrika oder Asien, insbesondere das Leben einer bestimmten Klasse, nicht unbedingt das Leben in den Slums« (95). Weil der Erzähler mit seiner Werbe-Rede in dieser Geschichte jedoch das Gegenteil einer ernst zu nehmenden Autorität ist, wird der Meinungsfahnder spätestens hier unsicher: Handelt es sich vielmehr um ein Votum gegen die Pillen-Gegner, deren Argumente dem Spott preisgegeben werden, – also *für* die Pille?

In dieser Verlegenheit ist die Versuchung groß, bei Interview-Aussagen des Autors Zuflucht bzw. Klarheit zu suchen, zumal sich Frisch in einem Gespräch mit Heinz Ludwig Arnold erkennbar auf die Geschichte von der Vereinigung Freitod bezieht und eine unverhohlene Absichtserklärung dazu liefert. Auf Arnolds Frage nach dem Stellenwert des wiederholt aufgenommenen Themas des Alterns hin spricht Frisch, genau wie sein Erzähler im *Tagebuch*, unter Verweis auf die »statistischen Zahlen« – die belegen, dass die durchschnittliche Lebenserwartung von zweiunddreißig Jahren »zur Zeit von Martin Luther« mittlerweile auf neunundsechzig gestiegen sei – die »Überalterung« als gesellschaftliches Problem an und skizziert eine Art Lösungsweg: »Es geht darauf hin – und das ist im *Tagebuch* angedeutet –, daß wir über unseren Austritt aus dem Leben so souverän, hochmütig und selbstherrlich müssen verfügen dürfen, wie wir jetzt – zu Recht meine ich – verfügen über den Eintritt ins Leben, mit der Pille, mit Fristenlösung und all diesen Dingen.«<sup>33</sup> Frischs Auskunft, die bis in einzelne Formulierungen mit der Projektierung des Freitod-Vereins im zweiten *Tagebuch* übereinstimmt, scheint die Botschaft jener Geschichte endgültig zu klären: Votiert wird für die Pille und, als Konsequenz, für ein »Recht« auf den »Freitod«.<sup>34</sup>

Allerdings ist gerade hinsichtlich des letzteren Punkts die Differenz zur Erzählung eklatant. Entgegen der nachträglichen Erklärung des Autors kreist die Imagination im *Tagebuch* weit weniger um ein *Recht* auf den Freitod, wie es aus

Sicht des Interviewten gegenwärtig von Bewegungen in den USA gefordert werde,<sup>35</sup> denn viel eher um eine *Pflicht* zum Freitod. Zwar erfolgt der Beitritt zu besagtem Verein freiwillig, doch, einmal Mitglied, verpflichtet man sich, rechtzeitig abzutreten, sobald das im Handbuch vorgeschriebene und jährlich überprüfte Maß an Senilität erfüllt ist. Dieser signifikante Unterschied zwischen Erzählung und Interview-Aussagen, der als anschauliches Fallbeispiel einer Inkongruenz von literarischem Text und erklärter Autorintention gewertet werden kann, macht zum einen auf eine allgemeine Tendenz in den Freitod-Debatten aufmerksam, die Propagierung einer zu erkämpfenden individuellen Freiheit in mehr oder weniger subtilen gesellschaftlichen Druck umschlagen zu lassen. Solches Kippen, das die Geschichte im *Tagebuch* kritisch-satirisch ausstellt, ist auch bei Frischs Ausführungen im Interview nicht völlig von der Hand zu weisen. Deshalb beeilt sich der Befragte zu betonen, dass weder »die Ärzte« von sich aus einen Lebensabbruch beschließen dürften, noch »der Staat« entscheiden dürfe, »welche Individuen ihm nützlich oder nicht nützlich sind.«<sup>36</sup>

Zum anderen regt diese Differenz dazu an, bei der Frage nach einem Votum für oder gegen die Pille ebenfalls nicht einfach eine Übereinstimmung zwischen Frischs diskursiver Stellungnahme und seiner Erzählung vorauszusetzen. Der Abstand zwischen beidem ist hier umso größer, als die *Tagebuch*-Geschichte extrahierbare Voten überhaupt verweigert, womit freilich der Bezug zur zeitgenössischen Debatte nicht gekappt ist, weil – so möchte ich plausibel machen – über das Thema hinaus deren *Argumentationsverfahren* in den Blick rückt.

»*Ein Mitglied, das sich der Überalterung schuldig macht*«: *Die Verquickung von individueller und kollektiver Perspektive*. – Wie die Verlegenheit um eine herauszulesende Stellungnahme zur Pillenfrage gezeigt hat, lässt sich die Erzählung von der Vereinigung Freitod schwerlich auf ein *Pro* oder *Contra* zu diesem Gegenstand bringen. Nicht zufällig hebt sie sich darin sowohl von den expositorischen Diskussionsbeiträgen generell wie auch sogar von Frischs eigenen Äußerungen im Interview ab. Denn ihre Enthaltensamkeit hinsichtlich eines Votums gründet erstens in einem kardinalen Effekt des satirisch-ironischen, mithin literarisch besonders gerne genutzten Verfahrens: Satire und Ironie sind, derart eingesetzt, keine simplen Umkehr-Codes, die durch Negation in ein »eigentlich« oder »erst« Gemeintes übersetzbar wären, und bieten keine positive Position, von deren festem Boden aus ironisiert und satiriert würde. Sie ziehen alle Positionen in ihren Auf- oder Abwärtsstrudel (je nach Optik).

Zweitens zielt Frischs Geschichte bei aller Verflochtenheit mit zeitgenössischen *Diskussionsthemen* wie der Pille mehr noch auf eine bestimmte *Art und Weise* des Argumentierens, die sich in der Debatte zu diesem Thema äußert, und zwar gleichermaßen bei den mit Überalterung drohenden Gegnern wie bei den vor Überbevölkerung warnenden Befürwortern. Es bedeutet nämlich eine eigentümlich

überindividuelle, gesamtgesellschaftsplanerische Perspektive, die – künftige – Überbevölkerung oder Überalterung im Auge zu haben. Argumentiert wird nicht auf der Ebene persönlicher Vor- und Nachteile für die Einzelnen hier und jetzt, sondern mit Blick auf die Menschheit als ganze und in Zukunft. Zugleich werden aber von diesem beanspruchten Überflieger-Standpunkt aus zumindest implizit Anweisungen für die Einzelnen abgeleitet; das Menschheitsargument soll letztlich Individuen motivieren.

Dieses argumentative Muster, das uns übrigens bezüglich der Voten *pro* Pille neben den Verheißungen individueller Freiheiten historisch weit weniger bewusst sein dürfte und in der Forschung aus dem Rückblick gewöhnlich zu kurz kommt,<sup>37</sup> kehrt regelmäßig wieder in den damals typischen breit entworfenen Zukunftsüberlegungen und jegliche Lebensbereiche betreffenden Aufbruchsbeschwörungen jenseits von konkret-politischen Revolutionsideen. Repräsentativ für diese Aufbruchseuphorik der sechziger Jahre ist eine Publikationsreihe mit dem großspurigen Titel *Modelle für eine neue Welt*, die ab 1964 beim Desch-Verlag erscheint und etwa auch eine deutsche Fassung der erwähnten Ausführungen des Pillenpropagators Pincus in einen Band zur Diskussion von *Elementen einer biologischen Revolution* aufnimmt.<sup>38</sup> In dieser Serie, die der in Frankreich, den USA und England bereits etablierteren ›Futurologie‹ im deutschsprachigen Raum zum Durchbruch verhelfen will,<sup>39</sup> liefern Wissenschaftler, Schriftsteller und Publizisten Zukunftsbilder verschiedenster Bereiche wie zum Beispiel Stadtplanung, Demographie, Kybernetik, Empfängnisverhütung, Geschlechterrollen, Sexualität, Freizeit oder Kunst.

Dieser Bilderreigen künftiger Welten beruht auf dem emphatischen Aufruf zur »sozialen Phantasie«, mit dem Robert Jungk, einer der Initianten und Herausgeber der Reihe, den ersten Sammelband eröffnet und den er zwar prinzipiell an alle »Menschen mit Einbildungskraft« richtet – jedoch speziell an »die Dichter.«<sup>40</sup> ›1968‹ kann insofern ästhetisch akzentuiert werden, als die Aufbruchsbewegungen jener Zeit allgemein hochfliegende Hoffnungen auf die Phantasie setzen, wie sie sich dann im Mai 1968 auch in der berühmten Parole an den Pariser Mauern niederschlagen: *L'imagination au pouvoir!*<sup>41</sup> Diese Hoffnungen bewirken, dass der künstlerischen Produktion bei den Veränderungsprojekten oftmals viel zugetraut wird, obgleich zum Teil nur unter der Bedingung, dass die Kunst ihre herkömmliche Erscheinungsweise ihrerseits radikal verändere und etwa zur ›Aktion‹ werde. Eine direkte Brücke von der Pariser Parole zur Literatur schlägt beispielsweise ein von Nicolas Born herausgegebener, gemischt theoretisch-literarischer Band der Rowohlt-Reihe *das neue buch* mit dem Titel »Die Phantasie an die Macht«: *Literatur als Utopie* (1975).<sup>42</sup>

Der freilich variierend ausgelegte Begriff der Utopie gibt dabei das poetologische Schlüsselwort: Auf die utopische Energie von Literatur und Kunst haben es die Aufbruchsentwürfe mit integrierten Kunstprogrammen abgesehen. In diesem Sinn

fordert denn Jungk Utopien der Zukunft mit Orientierungsfunktion für die Gegenwart, wenn er die »revolutionäre Rolle der sozialen Phantasie«, für welche die künstlerische Sphäre besonders prädestiniert sei, darin sieht, »nicht das Seiende, nicht einmal das Mögliche, sondern das *noch nicht* Mögliche« auszumalen, wobei er weniger die konkrete Gestaltung eines endgültigen Modells der schönen neuen Welt im Auge hat als vielmehr eine dynamisierende, das heißt »unruhestiftende«, das »Fertige auflösende« Funktion durch die Imagination immer wieder anderer Modelle.<sup>43</sup>

Allein schon, weil demnach die Aufbruchsdiskussion um 1968 selbst den Ball ausdrücklich dem künstlerischen Medium zuspielt, bietet es sich an, Literatur jener Zeit in diesem Kontext zu lesen – und dagegen zu konturieren, verhält sich die Literatur doch zu den theoretischen Hoffnungen und Ansprüchen häufig widerspenstig. Gerade Frischs Erzählung von der Vereinigung Freitod, von einem Aufbruchprojekt zur positiven Veränderung der Gesellschaft durch Verjüngung, weckt ja die Hoffnung auf eine Weltverbesserungsphantasie lediglich, um sie zu enttäuschen. Anstatt sich in den Dienst der Aufbruchsentwürfe zu stellen und eine Utopie zu liefern, ironisiert sie die große Geste der Zukunftsutopie und stellt eine Grundproblematik der zeitgenössischen Ambitionen einer totalen gesellschaftlichen Veränderung heraus, nämlich deren Verhältnis zu den einzelnen »herkömmlichen« Individuen. Dieses Verhältnis entgeht der Aufmerksamkeit, wenn die Geschichte als Thematisierung von »Altern als gesellschaftliche[r] Frage« *im Gegensatz* zum »Altern als private[r] Problematik« anderer Frisch-Texte aufgefasst wird.<sup>44</sup>

Die theoretischen Entwürfe pflegen die gesellschaftlich und individuell erforderliche Veränderung harmonisch gleichzuschalten<sup>45</sup> und gliedern mit der Propagierung eines »neuen Menschen«, der den bisherigen, den »alten« Menschen ablösen soll, allein schon durch die grammatikalische Form des Kollektivsingu­lars – der »neue Mensch« meint ja immer die *neuen Menschen* – den Einzelnen in die ganze Menschheit ein. Frischs Geschichte stellt dagegen das individuell-gesellschaftliche Verhältnis als unversöhnliche Spannung, als Kollision der beiden Ebenen dar, indem sie die Erneuerung oder »Verjüngung« der »abendländischen Gesellschaft« an die Bedingung knüpft, dass sich die einzelnen alten Menschen selbst aus dem Weg räumen. Dies geschieht unter implizitem Ausspielen des Doppelsinnes von »jung« als »neu«, »frisch« einerseits und als »geringe Zahl an Lebensjahren« andererseits bzw. von »alt« als »herkömmlich«, »bestehend« einerseits und als »hohe Zahl an Lebensjahren« andererseits.

Auch dies geschieht nicht von ungefähr in einer Erzählung: Solche Spiele mit doppelten und mehrfachen Sinnen gehören zum Kerngeschäft der Literatur, genauso wie das literarische Medium dazu prädestiniert ist, die gesellschaftliche und die individuelle Ebene, das Allgemeine und das Besondere in ein Verhältnis, insbesondere in ein Verhältnis des *Konflikts*, zu setzen. Generell zeichnet sich weniger eine Arbeitsteilung der Art ab, dass die Literatur auf das Besondere, auf



die Einzelgeschichten spezialisiert wäre und das Allgemeine etwa den Theorien überließe; vielmehr erscheint das *Verhältnis* dieser beiden Sphären literarisch attraktiv. Dabei interessiert sich vor allem die moderne Literatur – aber nicht nur diese – tendenziell mehr für konfliktuöse oder zumindest spannungsvolle denn für einträchtige Beziehungen zwischen Besonderem und Allgemeinem, stehen doch selbst Einzelgeschichten mit erklärter Exempelfunktion auf den zweiten Blick häufig keineswegs in einem unterwürfigen Dienstleistungsverhältnis zu den Allgemeinheiten. Bester Beleg für Frischs (wohl unbewusste) Nutzung dieser Spezifität von Literatur ist, dass in augenfälligem Kontrast zur Geschichte von der Vereinigung Freitod seine Auskünfte über dieselbe Thematik von Überalterung, Pille und Freitod im erwähnten Interview mit Arnold trotz behaupteter Parallele zur Behandlung im *Tagebuch* gerade keinen solchen Konflikt verhandeln, sondern persönlich-individuelle und allgemein-gesellschaftliche Argumente umstandslos vermengen.<sup>16</sup>

Ebenfalls kein zufälliger Einfall Frischs ist, dass sich in der Erzählung alles um eine *Vereinigung* dreht. Wem es um die Spannung zwischen Individuum und Gesellschaft geht, der erfindet mit Vorteil eine – scheiternde – Vereinigung, denn Vereine sind Zusammenschlüsse von Einzelnen zu einem Ensemble. Sie verschalten die Einzelnen mit einer Allgemeinheit; es sind eine Art Übersetzungsriemen zum Anschluss von Einzelrädchen an die Maschine. Dem entspricht auf der Ebene des Darstellungsverfahrens die Form der (Notizen für) Handbuch-Einträge: Handbücher sind Instrumente zur Einordnung von Einzelfällen in allgemeine Begriffe und Gesetzmäßigkeiten. So gibt Frischs Handbuch für Mitglieder der Vereinigung Freitod allgemeine Senilitätskriterien an die Hand, damit man, das heißt das Mitglied selbst, vor allem aber auch sein Mitmitglied, weiß, wann einer Hand an sich legen muss, wann einer für den Freitod fällig ist. Daher bestehen die Handbuch-Notizen vornehmlich aus Erkennungsmerkmalen des von Senilität »Gezeichneten« (116), wobei der Begriff »Gezeichneter« durchweg doppeldeutig zugleich im Sinn einer Vereinigung per Unterzeichnung Beigetretener verwendet wird. Als solcher verrät er sich zum Beispiel dadurch, dass er, sobald von jemandem die Rede ist, der Außerordentliches geleistet hat, »*sofort nach dem Alter der betreffenden Person*« fragt (116), dass er »*Aktuelles sofort unter historischen Vergleich*« stellt, unerachtet dessen, »*ob der Vergleich ergiebig sei oder nicht, das Damals muß erwähnt werden*« (117), oder dadurch, dass sich die »*Anzahl der Frauen, die ihn entzücken. [...] reziprok zu seinen realen Chancen*« verhält (173). Als Gezeichneter erkennbar ist er auch etwa an seinem zunehmenden Familiensinn, denn »*Familiensinn wächst mit der Senilität*« (118), am »*Einsturz des natürlichen Selbstvertrauens in den Wechseljahren des Mannes*« (119) oder daran, »*daß ihm immer weniger widersprochen wird*«, was ihm das Gefühl gibt, »*eine Autorität zu sein - während die andern, die Jüngeren*«, solange er redet, »*in den Aschenbecher blicken oder unter dem Tisch einen Hund streicheln*« (118).

Wer sich aufgrund solcher Alterskennzeichen, die nebenbei die, verglichen mit Reglementen wie Gesetzen, andersartige, mehr oder minder subtile Druckausübung dieses Handbuchs verdeutlichen, als »Gezeichneter« erweist, muss die freitödlische Konsequenz zur Verjüngung der abendländischen Gesellschaft ziehen, sonst macht er sich der »Überalterung schuldig« und wird aus dem Verein ausgeschlossen (96), welches letzteres natürlich besonders absurd ist, kann er darum ja nur froh sein. Die drohende Rede vom »Mitglied, das sich der Überalterung schuldig macht«, verdichtet sprachlich das Strickmuster der Geschichte insgesamt, indem sie die »Überalterung«, die sich in den demographischen Diskussionen und Zukunftsvisionen jeweils auf die *Gesellschaft* bezieht, durch einen mutwilligen Ebenenwechsel dem *Einzelnen* anlastet. Daran wird zugleich deutlich, dass das Konfliktverhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft, das die Erzählung den theoretischen Suggestionen einer Harmonie entgegenstellt, zu Ungunsten der Einzelnen ausschlägt. Es ist eben ein Harakiri-Club: Während und weil die einzelnen Mitglieder die Verjüngungskur der Gesellschaft individuell mit ihrem Leben bezahlen, haben sie selbst nichts von der kollektiven Auffrischung.

Diese Dimension des Texts hat dabei bemerkenswert wenig zu tun mit einem literarisch verbrämten, wehmütigen Beklagen des armen Individuums, das unter die Räder einer – wie man damals gesagt hätte – repressiven Gesellschaft kommt. Ebenso wenig handelt es sich einfach um eine literarisierte larmoyante Kritik des alternden Autors am geradezu autoritären Jugendkult der antiautoritären Jugendbewegung, auf den übrigens um 1968 und verstärkt Anfang der siebziger Jahre eine veritable Welle von »Alters-Werken«, von Büchern zum Thema Alter, reagierte, so dass die Zeitschrift *Der Spiegel* 1972 dramatisch fragte: »Der Jugendkult der späten sechziger Jahre – – schon beim alten Eisen?«<sup>47</sup> Denn zum einen hat die Erfindung, dass die Vereinigung Freitod eine individuelle<sup>48</sup> Initiative des alternden Erzählers sei und auf freiwilligem Beitritt basiere, als primären Effekt eher, dass ein selbstironisch-skeptisches Licht auf eine fundamentale Voraussetzung der Pläne zum Umbau des Menschen fällt: nämlich auf die Möglichkeit einer Totalrenovation der herkömmlichen Einzelnen bei lebendigem Leib und lebendiger Erinnerung, also auf Renovierbarkeit *in vivo*. Der alte Mensch ist möglicherweise nicht erst im Alter stur.

Zum anderen wirkt selbst noch die hier gegebene Beschreibung eines Haupteffekts der Geschichte eigentlich zu todernst, gemessen am *Ton* von Frischs Erzählung, die dank dunkelschwarzem Humor und feinsinnig-fieser Freude am Ausleuchten absurdeste Aspekte des Alterns auch einen bemerkenswerten Kontrapunkt bildet zu anderen Texten Frischs mit dem schwierigen Thema und die unbedingt gegen das spätere Verdikt des Autors über ihren »zärtlich-zynischen Witz« im Umgang mit dem noch zu sehr »von außen« betrachteten »Altersverein« zu verteidigen ist.<sup>49</sup> Andernorts, etwa in der autobiographischen Erzählung *Montauk* (1975), klingt der Ton dagegen gerade als betont nüchterner und unaufgeregter

«Wieder feierlich noch witzig» möchte der Erzähler bei diesem Thema werden) manchmal derart, dass wir – obschon womöglich bloß aus eigener Altersangst – mit dem abschätzigen Hinweis auf das Weinerliche darin abzuwehren versucht sind und lieber weniger wissen wollten vom menschlichen Altersleiden im Allgemeinen und vom männlichen Versagen bzw. Versagen der Männlichkeit im Besonderen.<sup>50</sup>

Über die Thematik von gesellschaftlicher wie individueller Veränderung und Veränderbarkeit in ihren verschiedensten Facetten, die in der Geschichte von der Vereinigung Freitod phantastisch-satirisch beleuchtet werden, ließen sich andere Texte von Frisch ebenfalls mit dem Kontext »1968« vernetzen. Das gilt insbesondere für *Biographie: Ein Spiel* (1967), wobei für eine Kontextualisierung, die über politische Elemente im engen Sinn hinausreicht, mehr und anderes als das variierte Element von Kürmanns Beitritt bzw. Nicht-Beitritt zur Kommunistischen Partei interessant wäre. Zugleich gäbe es eine Reihe weiterer Themen und Textverfahren, die sich zu solchen Vernetzungen besonders anböten, etwa die Darstellung der Geschlechterverhältnisse oder der um 1968 intensiv problematisierten Zusammenlebensform Ehe.<sup>51</sup> Hier soll indes zum Schluss ein weniger offensichtlicher Aspekt angesprochen werden, der gleichermaßen die thematische Ebene wie das Verfahren betrifft und von den literarischen Texten zu poetologischen Äußerungen Frischs hinführt.

»Achtundsechziger«-Jargon? *Programmatistische Sprech- und Schreibweisen über Literatur.* – Zum vorgesehenen Senilitäts-Test der Vereinigung Freitod gehört eine Sprachprüfung, »um festzustellen, ob die Mitglieder noch imstand sind sich in der jeweils heutigen Sprache auszudrücken« (99). Der Initiator des Vereins konkretisiert: »Ein Katalog der Vokabeln, die als überholt zu bezeichnen sind, wird von Jahr zu Jahr nachgeführt werden müssen; auch Vokabeln wie: Lernprozeß, transportieren, Konsensus, polarisieren, denunzieren, Modell, manipulieren, Effizienz, ritualisieren, elitär, Relevanz usw. können eines Tages in diesen Katalog gehören.« (Ebd.) Indem der Erzähler für modische Diskussionsvokabeln und Kampfbegriffe der damaligen »heutigen Sprache« ein baldiges Verfalldatum vermutet – wobei er sich freilich von heute aus gesehen in vielen Fällen getäuscht hat, die nach wie vor ungebrochen im Sprachgebrauch sind –, macht sich die Geschichte über den Jargon der Zeit lustig.

Umso erstaunlicher erscheint, dass Frisch selber ausgerechnet auf dem Gebiet der Ästhetik bisweilen einen »Achtundsechziger«-Jargon in Reinform spricht, zumal am ausgeprägtesten in seinen New Yorker Poetikvorlesungen von 1981, als Mann von siebzig Jahren, der damit nach den harten Regeln des imaginären Clubs zur Verjüngung des Abendlandes unverzüglich auf die Liste der Freitod-Fälligen käme. Allein schon die Form eines expliziten Poesie-»Manifest[s]«, in die Frisch am Ende der Vorlesungen verfällt, ist diesbezüglich bezeichnend.<sup>52</sup> Passenderweise figuriert »Utopie« als einer der wichtigsten poetologischen Begriffe darin buchstäblich als letztes Wort. »Die Literatur« liefere »(implizite) die Utopie, dass Menschsein anders sein könnte«, bestimmt der Vorträger die literarische Funktion und schließt unter

Berufung auf Walter Benjamin mit der Formel von der »Kunst als Statthalter der Utopie«.<sup>53</sup> Mit dem Begriff, den er bestimmt auch in Anlehnung an den ihm persönlich bekannten Ernst Bloch verwendet, versucht Frisch, Kunst und Politik theoretisch zu verknüpfen. So wendet er ihn in der protokollierten Diskussion nach dem Vortrag politisch gegen die Schweiz: »Was mich erschreckt an meinem Land, das ich zu lieben versuche, ist das Fehlen einer Utopie. [...] Gerade in der Schweiz gibt es kein utopisches Denken.«<sup>54</sup> Dabei bleibt das Konzept recht vage. Auf Nachfrage eines Diskutanten erläutert Frisch, es gehe bei der Utopie um die »Sehnsucht« nach »etwas, das der Mensch noch nie erlebt habe, das er aber haben möchte«, die Sehnsucht, »daß die Welt anders sein könnte, ein Paradies«, verbunden mit der »Trauer darüber, daß es so ist, wie es ist«, und mit der »Einladung, dagegen zu protestieren«.<sup>55</sup> Bei aller Vagheit fallen die einschlägigen Stichworte von »Paradies« bis »Protest«.

Des Weiteren redet Frisch von »*Schreiben als Notwehr*« und beschreibt, wie die Poesie »unser ideologisiertes Bewusstsein« unterwandere und insofern »subversiv in jedem gesellschaftlichen System« sei.<sup>56</sup> Die Sprache der Literatur könne die »Herrschaftssprache« als trügerisch entlarven, die uns von unseren Erfahrungen »entfremdet« und »uns politisch Tag für Tag« »kastriert«.<sup>57</sup> Damit ist vornehmlich die Ausstellung und Denunziation von »Klischees« der Herrschaftssprache gemeint.<sup>58</sup> Diese literarische Funktion führt er im Interview mit Arnold aus: »Die Sprache der Literatur ist immer eine Sprache, die die Realität und die Sprache der herrschenden Schicht einander konfrontiert und dadurch kritisiert. Die Literatur verdirbt den Regierenden die Phrase.«<sup>59</sup> Folglich – um eine letzte Probe von Frischs auffälliger poetologischer Redeweise zu geben – beantwortet der Autor die in der New Yorker Vorlesung an sich selbst gerichtete Frage: »Warum lese ich Literatur?« mit Aussagen wie: »Es kommt vor, dass ihre Sprache mich befreit«, »Isle fordert mich heraus« oder »klurz gesagt: sie revoltiert mich.«<sup>60</sup>

Diese Collage mag durch die Anhäufung von für »1968« typischen Ästhetik-Vokabeln den Anschein einer absichtlichen Karikatur wecken. Frisch selbst setzt jedoch keine dahingehenden Signale. Trotzdem zeigen die markanten Formulierungen weder, dass er im Grunde, das heißt zumindest poetologisch eben doch ein »Achtundsechziger« im Sinn eines Anhängers der *littérature engagée* war und sogar bis mindestens 1981 blieb, noch sind sie einfach Ausdruck von ästhetischem Altersstarrsinn. Die Begriffe werden nämlich in ihrer Bedeutung zugleich abgewandelt. Bei aller begrifflichen Affinität zum Jargon wahrt Frisch konzeptuell deutlich Distanz zu ästhetischen Programmen, die Kunst und Literatur als positiv-propagierende Beihilfe für den Aufbruch in eine bessere Welt einspannen. So erklärt er etwa zur Frage nach dem utopischen und Protest evozierenden Potenzial von Literatur, ein »Roman [...], zum Beispiel«, könne »eine Klage« sein, um dann aber fortzufahren: »Jede Klage geht davon aus, dass das Leben anders sein sollte. Wie? Das sagt uns die Literatur nicht. Das sagen uns nur die Ideologen.«<sup>61</sup>

Die Literatur malt demnach keine idealen Wunsch-Welten aus, liefert keine positive direkte, sondern nur negative indirekte Utopien. Diese Konzeption erinnert allerdings ihrerseits an eine zentrale Position der Ästhetik von »1968« im vorgeschlagenen erweiterten Sinn, deren prominentester Vertreter Theodor W. Adorno ist. Sie findet sich ähnlich auch bei Ingeborg Bachmann, vor allem in *Literatur als Utopie*, ihrer bereits 1959/60 gehaltenen Frankfurter Poetik-Vorlesung (wer weiß, wer es von wem hat).<sup>62</sup> Ebenso entspricht Frischs Verfahren mit den ästhetischen Schlüsselwörtern der »Achtundsechziger« jener um 1968 höchst modischen Methode, die Herbert Marcuse »linguistische Therapie« genannt hat und die darin besteht, herkömmliche Begriffe nicht auszurangieren, sondern durch Umnutzung, Umbesetzung zu verändern.<sup>63</sup> Bei Frisch wird nun einfach der »Achtundsechziger-Jargon selbst einer solchen Therapie unterzogen.

Daher dürfte denn auch Frischs Aussage, (gute) Literatur »revolziert mich«, etwas anderes bedeuten als zunächst erwartet. Merkwürdig ist allein schon der transitive Gebrauch, der die Revolte auf den Leser selbst wendet, anstatt dass die Literatur gegen irgendetwas revolzierte oder den Leser zur Revolte anstiftete. Jedenfalls braucht es für die revolzierende Wirkung in Frischs Augen offenbar keine agitatorisch-propagandistischen Bücher. Dies ergibt sich nochmals anders akzentuiert aus einer autobiographischen Anmerkung in *Montauk* (1977), die – gemäß halberner Auslegung – suggeriert, dass dieses Revolzieren für Frisch persönlich vielleicht auch eine buchstäblich-körperliche Veränderung (und nicht unbedingt: Verschönerung) durch Lesen heißen kann. Die Bemerkung löst nebenbei das Rätsel von Frischs eigenartigem Blick, der mit leicht gesenkten Augenlidern unter angehobenen Brauen selbst beim Aufschauen den Eindruck einer skeptisch-bis-spöttischen Begutachtung der Welt bzw. der Schweiz weckt. Dieser Blick gründet indes nicht in hyperkritischer Gesinnung, ist vielmehr schlicht physiologisch bedingt und rührt ganz prosaisch vom Lesen – das einen verändern, revolzieren kann: »Ein Zug von Trübsinn, den fast jedes Foto zeigt, mißfällt mir seit eh und je. Das kommt von einer Lähmung der Augenlider, was zudem, ich weiß, einen Ausdruck von Suffisance ergibt. Die Lähmung der Augenlider kommt daher, daß ich als Bub, als ich die Masern hatte und im Halbdunkel liegen sollte, insgeheim mit Hilfe einer Taschenlampe stundenlang unter der Bettdecke gelesen habe, *Don Quixote*.«<sup>64</sup>

#### Anmerkungen

- 1 Für vorgängige kritische Lektüre und Diskussion danke ich den Teilnehmern des Arbeitsgesprächs im Rahmen eines Gastaufenthalts am Berliner *Zentrum für Literatur- und Kulturforschung*; für wichtige Anregungen und Hinweise Karl Wagner und Peter von Matt.
- 2 Vgl. zum Beispiel Günter Burkart, Jürgen Wolf, *Sozialgeschichte der Soziologie als Generationengeschichte. Einige Anmerkungen zur Generationsdynamik in der neueren deutschen Soziologie*, in: Burkart, Wolf (Hg.), *Lebenszeiten. Erkundungen zur Soziologie der Generationen*, Opladen 2002, 428.

- 3 Max Frisch, *Schwarzes Quadrat. Zwei Poetikvorlesungen* [1981], hg. von Daniel de Vin, Frankfurt/Main 2008, 49: »Ich bin Sozialist / (Als Demokrat).«
- 4 Vgl. Max Frisch, *Tagebuch 1966-1971*, Frankfurt/Main 1971, 140-144, 125-132, 293-308. Verweise auf diese Ausgabe im Folgenden als einfache Angabe der Seitenzahl direkt im Text.
- 5 Vgl. etwa Klaus Briegleb, *1968. Literatur in der antiautoritären Bewegung*, Frankfurt/Main 1993; Helmuth Kiesel, *Literatur um 1968. Politischer Protest und postmoderner Impuls*, in: Ralf Bentz u.a., *Protest! Literatur um 1968*, 2. korrigierte Aufl., Tübingen 2000, 593-640.
- 6 Vgl. beispielsweise den Handbuch-Artikel von Alexander Stephan, *Max Frisch*, in: *Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*, hg. von Heinz Ludwig Arnold, fortlaufend aktualisierte elektronische Ausgabe: <http://www.munzinger.de/search/query?query.id=query-16> (Stand 01.03.2006).
- 7 Vgl. bereits Thorbjörn Lengborn, *Schriftsteller und Gesellschaft in der Schweiz. Eine Studie zur Behandlung der Gesellschaftsproblematik bei Zollinger, Frisch und Dürrenmatt*, Frankfurt/Main 1972, 129f., 154-156.
- 8 Stephan, *Frisch*, unpaginiert.
- 9 Lengborn, *Schriftsteller und Gesellschaft*, 130.
- 10 Vgl. die weitgehend zustimmend referierten Etikettierungen bei Stephan, *Frisch*. Zur Wahrnehmung einer »Reprivatisierung« (und »Re-Individualisierung«) um 1968 in der zeitgenössischen Rezeption vgl. besonders Hans Schwab-Felisch, *Die erfolgreiche »Biographie«*, in: *Merkur*, 22/1968, 371-374.
- 11 Max Frisch, *Der Autor und das Theater*, in: Frisch, *Öffentlichkeit als Partner*, Frankfurt/Main 1967, 79.
- 12 Ebd., 84.
- 13 Vgl. zum Beispiel auch Jürgen H. Petersen, *Max Frisch*, 2. erweiterte und verbesserte Aufl., Stuttgart 1989, 40, 52, 54, der zwischen *Santa Cruz* (1944) und *Nun singen sie wieder* (1945) eine Wendung zur politisch engagierten Dichtung ausmacht, allerdings ohne Bezug auf poetologische Äußerungen und ohne Abgrenzung zur Position der sechziger Jahre.
- 14 Max Frisch, *Kultur als Alibi* [1949], in: Frisch, *Öffentlichkeit*, 22.
- 15 Vgl. Frisch, *Schwarzes Quadrat*, 60.
- 16 Repräsentativ für die Absetzung der jüngeren Autoren-Generation von Frisch (und Dürrenmatt) ist etwa das Vorwort in: *Texte. Prosa junger Schweizer Autoren*, hg. von Hugo Leber, Einsiedeln-Zürich-Köln 1964, 7-16.
- 17 Wolfgang Kraushaar, *1968 als Mythos. Chiffre und Zäsur*, Hamburg 2000.
- 18 Rainer Rosenberg, Inge Münz-Koenen, Petra Boden (Hg.), *Der Geist der Unruhe. 1968 im Vergleich - Wissenschaft, Literatur, Medien*, Berlin 2000, Einleitung der Hg., x.
- 19 Zusammenfassend zur Fokusverschiebung in der Forschung seit den späten neunziger Jahren vgl. Martin Klimke, Joachim Scharloth (Hg.), *1968. Handbuch zur Kultur- und Mediengeschichte der Studentenbewegung*, Stuttgart 2007, Einleitung der Hg., 1-4, Zitat 1.
- 20 Vgl. etwa Martin Hubert, *Politisierung der Literatur - Ästhetisierung der Politik. Eine Studie zur literaturgeschichtlichen Bedeutung der 68er-Bewegung in der Bundesrepublik Deutschland*, Frankfurt/Main u.a. 1992. Zur Dominanz dieser Perspektivierung vgl. auch (beschreibend) Roman Luckscheiter, *Der postmoderne Impuls. »1968« als literaturgeschichtlicher Katalysator*, in: Klimke, Scharloth (Hg.), *1968*, 151; bzw. (ihrerseits kritisch) Susanne Komfort-Hein, *»Flaschenposten und kein Ende des Endes«. 1968: Kritische Korrespondenzen um den Nullpunkt von Geschichte und Literatur*, Freiburg/Breisgau 2001, 9-15.

- 21 Zu den Schrifttypen vgl. Meike Heinrich-Korpys, *Tagebuch und Fiktionalität. Signalstrukturen des literarischen Tagebuchs am Beispiel der Tagebücher von Max Frisch*, St. Ingbert 2003, 120-136; Petersen, *Frisch*, 83-90.
- 22 Vgl. Heinrich-Korpys, *Tagebuch und Fiktionalität*.
- 23 Den Kontrast zur »Konfession« oder »Beicht-Literatur« betont besonders Heinz F. Schafroth, *Bruchstücke einer großen Fiktion. Über Max Frischs Tagebücher*, in: *Text + Kritik*, Heft 47/48, 1975, 58.
- 24 Differenziert zu dieser Debatte vgl. Komfort-Hein, *Kritische Korrespondenzen*, 138-151.
- 25 Vgl. die Angaben im edierten Lektorat dieses *Tagebuchs* von Uwe Johnson in: *Der Briefwechsel Max Frisch - Uwe Johnson 1964-1983*, hg. von Eberhard Fahlke, Frankfurt/Main 1999, 298, 302, 315 usw.
- 26 So die Vorbemerkung in Max Frisch, *Tagebuch 1946-1949* [1950], Frankfurt/Main 1970.
- 27 Vgl. beispielsweise Christiane Kuller, *Familienpolitik im föderativen Sozialstaat: die Formierung eines Politikfeldes in der Bundesrepublik 1949-1975*, München 2004, 54-56, 85.
- 28 Zur Geschichte und Diskussion der »Pille« vgl. den Sammelband von Gisela Staupe, Lisa Vieth (Hg.), *Die Pille. Von der Lust und von der Liebe*, Berlin 1996.
- 29 *Ulmer Denkschrift*, gekürzter Abdruck aus dem *Deutschen Ärzteblatt*, 02.10.1965, in: Staupe, Vieth (Hg.), *Die Pille*, 145.
- 30 Vgl. Gregory Pincus, *Die Regulierung der Fortpflanzung* [zuerst englisch 1963], in: *Das umstrittene Experiment: Der Mensch. 27 Wissenschaftler diskutieren die Elemente einer biologischen Revolution*, aus dem Englischen von Klaus Prost, München-Wien-Basel 1966 (= Sonderausgabe *Modelle für eine neue Welt*, hg. von Robert Jungk, Hans Josef Mundt), 109-119.
- 31 *Ulmer Denkschrift*, 147.
- 32 Ebd.
- 33 Heinz Ludwig Arnold, *Gespräche mit Schriftstellern. Max Frisch, Günter Grass, Wolfgang Koeppen. Max von der Grün, Günter Wallraff*, München 1975, 68.
- 34 Ebd., 69.
- 35 Vgl. ebd.
- 36 Ebd.
- 37 So etwa auch bei Staupe, Vieth (Hg.), *Die Pille*.
- 38 Vgl. Pincus, *Regulierung der Fortpflanzung*.
- 39 Vgl. die Forderung des Reihen-Herausgebers Robert Jungk, *Anfänge und Zukunft einer neuen Wissenschaft: Futurologie 1985*, in: *Unsere Welt 1985. 100 Beiträge internationaler Wissenschaftler, Schriftsteller und Publizisten aus fünf Kontinenten*, aus dem Englischen von Ursula Albrecht u.a., München-Wien-Basel 1964, 16.
- 40 Robert Jungk, *Modelle für eine neue Welt*, in: *Der Griff nach der Zukunft: Planen und Freiheit. 19 Beiträge internationaler Wissenschaftler, Schriftsteller und Publizisten*, München-Wien-Basel 1964, 27 bzw. 32. Allerdings enthält die *Modelle*-Reihe selbst keine literarischen Zukunftsentwürfe.
- 41 Zusammenfassend dazu vgl. Luckscheiter, »1968« als literaturgeschichtlicher Katalysator, im Anschluss an Karl Heinz Bohrer, 1968: *Die Phantasie an die Macht? Studentenbewegung - Walter Benjamin - Surrealismus*, in: *Merkur* 51(1997)12, 1069-1080, und bereits Karl Heinz Bohrer, *Die gefährdete Phantasie oder Surrealismus und Terror*, München 1970.
- 42 Vgl. Nicolas Born (Hg.), *Literaturmagazin 3: »Die Phantasie an die Macht«: Literatur als Utopie*, Reinbek b. Hamburg 1975.

- 43 Jungk, *Modelle für eine neue Welt*, 29 bzw. 31. Während er den Begriff der Utopie umschreibt, verwendet ihn der Mitinitiator der Reihe in seinem programmatischen Eröffnungstext explizit: Hans Joseph Mundt, *Die besiegte Zeit. Absicht und Methode der neuen Sammlung*, in: *Der Griff nach der Zukunft*, 39f.
- 44 Cornelia Steffahn, *Altern, Sterben und Tod im Spätwerk von Max Frisch*, Hamburg 2000, 71; 78–83.
- 45 Vgl. ausführlicher Christine Weder, *Im Reich von »König Sex«. Vom Zwang zur Freiheit in Theorie und Literatur um 1968*, in: Maximilian Bergengruen, Roland Borgards (Hg.), *Bann der Gewalt. Studien zur Literatur- und Wissensgeschichte*, Göttingen 2009, 581f.
- 46 Vgl. Arnold, *Gespräche mit Schriftstellern*, 66–71.
- 47 Anonym, *Alters-Werke*, in: *Der Spiegel*, 24.07.1972, elektronisches Archiv <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-42854143.html>.
- 48 Dieses Moment kann als kommentierender Reflex darauf gelesen werden, dass die Aufbruchsentwürfe ihrerseits in der Regel von einem einzelnen Verfasser stammen, der die Vogel- (oder Gottes-)Perspektive auf das große Ganze einnimmt.
- 49 Vgl. Frisch im Porträtfilm von Philippe Pilliod, *Max Frisch - Gespräche im Alter* [Erstausstrahlung 16.06.1986, Westdeutscher Rundfunk], DVD Filmedition Suhrkamp, Berlin 2011. Zu dieser Distanzierung vgl. Steffahn, *Altern, Sterben und Tod*, 82.
- 50 Max Frisch, *Montauk. Eine Erzählung*, Zürich 1977, 200; vgl. 11f., 16, 53, 139, 200–202.
- 51 Diese Blickweiterungen werde ich in einer entstehenden Monographie zu leisten versuchen.
- 52 Frisch, *Schwarzes Quadrat*, 72.
- 53 Ebd., 62 bzw. 75 (vgl. auch 74). Da sich allerdings das Benjamin zugeschriebene Zitat nicht belegen lässt, vermutet Amrein, Frisch beziehe sich vielmehr auf eine Aussage Adornos (vgl. Ursula Amrein, »Kafka ist niemals ein Käfer gewesen«. Wirklichkeitsreferenzen in Max Frischs Poetikvorlesungen »Schwarzes Quadrat«, in: *Schiller-Jahrbuch*, 54/2010, 477).
- 54 Frisch, *Schwarzes Quadrat*, 79.
- 55 Ebd., 79f.
- 56 Ebd., 40 bzw. 73.
- 57 Ebd., 67f.
- 58 Ebd.
- 59 Arnold, *Gespräche mit Schriftstellern*, 67.
- 60 Frisch, *Schwarzes Quadrat*, 68f.
- 61 Ebd., 62.
- 62 Vgl. Ingeborg Bachmann, *Literatur als Utopie*, in: Bachmann, *Werke in 4 Bänden*, hg. von Christine Koschel, Inge von Weidenbaum, Clemens Münster, München–Zürich 1978, Bd. 4, 255–271, bes. 268ff. Für die zahlreichen Affinitäten zu Adornos ästhetischen Konzeptionen bei Bachmann vgl. zusammenfassend *Bachmann-Handbuch. Leben - Werk - Wirkung*, hg. von Andrea Albrecht, Dirk Göttsche, Stuttgart-Weimar 2002, 216f.
- 63 Herbert Marcuse, *Schriften in 9 Bänden*, Frankfurt/Main 1978–1989, Bd. 8, 249 (*Versuch über die Befreiung*). Mehr dazu bei Weder, *Im Reich von »König Sex«*, 558f. Zu den Sprachbefreiungsprogrammen um 1968 vgl. auch Josef Kopperschmidt, »La Prise de la Parole« oder über den Versuch der Befreiung des Wortes, in: Ulrich Ott, Roman Luckscheiter (Hg.), *Belles lettres / Graffiti: Soziale Phantasien und Ausdrucksformen der Achtundsechziger*, Göttingen 2001, 95–113.
- 64 Frisch, *Montauk*, 155.